

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4474) vierteljährlich 1.80 Mk., für 3 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgebühren.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeile ober deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgebundene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Sprechstunde 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

An unsere Leser.

Das kommende Jahr, mit dem in Deutschland nach bundesrätlicher Verordnung ein neues Jahrhundert anhebt, steht für die deutsche Arbeiterschaft im Zeichen schwerer und langwieriger Kämpfe. Die arbeitende Klasse hat nicht minder auf die Wahrung ihrer spärlichen, schwer erkämpften Freiheiten Bedacht zu sein, als auf den Gewinn weiterer Rechte. Zwar ist

Die Zuchthausvorlage

von dem Wirbelsturm der Entrüstung der deutschen Arbeiterklasse hinweggefegt worden, aber es steht zu erwarten, daß aus dem Geiste, der sie geboren, weitere

Attentate auf das Koalitionsrecht

erfolgen.

Auferloser Flottenpläne

droht den schweren Druck der indirekten Steuern ins Unerträglich zu steigern, und uns in die Bahnen einer maß- und ziellosen, phantastischen

Weltpolitik

zu schleudern.

Das preussische Abgeordnetenhaus wird im nächsten Jahre noch einmal an die

Kanalfrage

herontreten. Da das Schicksal dieser Gesetzesvorlage zur Zeit noch so unentschieden ist, wie das der geplanten Schlachtfloottenverdoppelung, erscheint die Möglichkeit von

Neuwahlen zu beiden Parlamenten

im nächsten Jahre durchaus nicht ausgeschlossen. Wer in diesen Zeiten ernster politischer Fährden und Wirrnisse eines gut unterrichteten, zuverlässigen und rechts- und wahrheitsachtenden Ratgebers bedarf, der abonniere auf die Leipziger Volkszeitung. Die

Leipziger Volkszeitung

wird im nächsten Jahre ihre alte Stellung zu wahren bestrebt sein. Sie wird die Vorgänge in unserer äußeren und

inneren Politik sorgsam und rasch verzeichnen, unterstützt durch zahlreiche Korrespondenten im In- und Ausland.

Die Leipziger Volkszeitung wird ein Organ des Kampfes für die Interessen der Arbeiterklasse, eine Tribüne der selbständigen Kritik bleiben, sie wird zu der Erörterung der großen politischen und sozialen Streitfragen nach Kräften beitragen. Ihre

Wirtschaftliche Wochenschau

soll die Vorgänge des Wirtschaftslebens beleuchten.

Nicht minder wird sie den

Lokalen Verhältnissen

die verdiente Rechnung tragen. Die Gemeindeangelegenheiten werden nach wie vor eingehend behandelt werden. Die Leipziger Volkszeitung wird auch über die Fortschritte auf den Gebieten von Kunst und Wissenschaft schnell und gründlich unterrichten.

Dem Feuilleton schenkt die Leipziger Volkszeitung von jeher besondere Beachtung. Mit dem Beginn des neuen Jahres beginnt der Abdruck von

Kraft

von Friedrich Mauthner, einem glänzenden und geistreichen Sittenbild aus der Berliner Gesellschaft. Ihm wird sich der Roman Kotti von Marie v. Ebner-Eschenbach anschließen.

Wir bitten unsere Leser, das Abonnement auf die Leipziger Volkszeitung rechtzeitig zu erneuern, damit keine Unterbrechung in der Zustellung des Blattes eintritt.

Redaktion und Verlag der Leipziger Volkszeitung.

Der Tragödie erster Teil.

* Leipzig, 27. Dezember.

Von einem früheren Offizier wird uns geschrieben: Sir Redvers Buller, die Hoffnung des Rhodeslängels, ist also auch glücklich geschlagen, und damit ist der erste Abschnitt des Burenkrieges zu Ende. Betrachtet man ihn, so zeigt sich, daß die Engländer so ziemlich alle Fehler auf dem Gewissen haben, die im Kriege überhaupt möglich sind, und daß auch dieser Feldzug aus den nämlichen Ursachen verloren wurde, aus denen bisher die meisten verloren gegangen sind. Es ist beinahe, als ob die blutigen Lehren der Kriegsgeschichte gerade an den Ohren derjenigen, die sie am meisten interessieren sollten, wirkungslos verhallen.

Da ist einmal die Unterschätzung des Gegners, die bei schwer geschlagenen Nationen fast immer vor dem Kampfe herrscht. „Solche Generale wie den Bonaparte haben wir zu Duzenden“, sagte 1806 der preussische General Rüchel und im Jahre 1871 wurden die offiziellen Berichte des französischen Oberst Stoffel ungelesen und verschlossen in Paris aufgefunden.

Der zweite große Fehler der Engländer, den man ebenfalls bei sehr vielen Besiegten findet, besteht in dem Bestreben, alles decken und nichts riskieren zu wollen. Zu Beginn eines Krieges giebt es natürlich auf beider Seiten eine erkleckliche Anzahl bedrohter Punkte. Wer alle diese Punkte direkt schützen will, zerstückelt seine Macht und gerät damit in die Gefahr, daß seine Kräfte Stückweise geschlagen werden. Der beste Schutz aber besteht darin, daß man seine Kräfte zusammenhält, damit möglichst stark auf das gegnerische Heer losrückt und dieses schlägt. Es ist allerdings richtig, daß bei dieser Strategie einzelne Teile des eigenen Landes einem feindlichen Einfall ausgesetzt werden, aber dies ist nur ein vorübergehender Nachteil, der durch einen Sieg über die Hauptmacht des Gegners sofort repariert wird.

Nach die Engländer wollten ihre in Südafrika bedrohten Besatzungen um keinen Preis opfern und die Folge war, daß sie ihre gelandeten Truppen nicht zusammenhielten, sondern löffelten, wie sie lagen, von Buren-Darboten. Hätten die Engländer, auch auf die Gefahr hin, ihre besetzten Plätze vorübergehend zu verlieren, ihre ausgeschifften Truppen zuerst vollständig gesammelt, um dann mit straff zusammengehaltenen Kräften planmäßig vorzurücken, so wären ihnen solche Blamagen wie die jetzigen erspart geblieben. Und höchstwahrscheinlich hätten sie auf diese Weise Kimberley und Mafeking besser beschützt, als es durch ihre bisherigen Niederlagen, die den Cernierten nicht das geringste halfen, geschah.

Womöglich noch schlechter als die englische Strategie scheint die englische Taktik zu sein. Fast in jeder Meldung eines größeren Zusammenstoßes heißt es, daß ein Flügel oder die xte Brigade in ein überraschendes Gewehrfeuer geraten sei. Passieren derartige Ueberraschungen einmal, so beweisen sie die Unfähigkeit des betreffenden Führers, kommen sie dagegen öfter vor, so zeigen sie mit blutigen Letzern, daß das gesamte Offiziercorps der geschlagenen Armee militärisch mangelhaft gebildet ist, daß ihm die Grundregeln moderner Taktik fremd sind und die Kavallerie — um einen Ausdruck Friedrichs II. zu gebrauchen — „nicht wert ist, daß sie der Teufel holet“. Wenn der

Seuilleton.

Die Geschichte des Tschertapchanow. Von Swan Turgonjew.

Am folgenden Tage fuhr Tschertapchanow mit Weiba auf einer Bauerntelega von Bessonowo fort. Der Jude sah sehr kleinlaut aus, hielt sich mit der einen Hand ängstlich an dem Knickbock fest und sein ganzer, schwächlicher Körper wurde von den Stößen der Telega hin und her geschleudert; die andere Hand drückte er auf seine Brust, auf welcher ein Päckchen in ein Zeitungsblatt geschlagener Banknoten lag. Tschertapchanow sah fast wie eine Bildsäule da, warf nur die Augen rund umher und atmete aus voller Brust; an seinem Gürtel hing ein Dolch.

— Nun, Du Bösewicht, jetzt nimm Dich in acht! murmelte er, als sie auf die große Straße hinausfuhr. Sein Haus übergab er Perfishka und einer alten Köchin, einem tauben, alten Weibe, das er aus Barmherzigkeit in sein Haus aufgenommen hatte.

— Ich kehre mit Malek-Adel zu Euch zurück, rief er ihnen beim Abschiede zu — oder ich kehre nie wieder.

— Da solltest Du mich doch wenigstens gleich betreten, witzelte Perfishka, indem er der Alten mit dem Ellenbogen einen Stoß in die Seite gab. — Gleichviel — den Herrn sehen wir doch nicht wieder und wir sterben sonst vor Dangelweile.

Es verging ein Jahr . . . ein ganzes Jahr: und es kam keine Nachricht von Pantelei Jeremeitsch. Die alte Köchin starb; Perfishka selbst bereitete sich schon vor, das

Haus zu verlassen und in die Stadt zu ziehen, wohin ihn ein Weiber eingeladen, welcher Lehrling bei einem Herrichtenmacher war — da verbreitete sich plötzlich das Gerücht, der Herr kehre nach Hause zurück! Der Diakon der Gemeinde hatte einen Brief von Pantelei Jeremeitsch selbst erhalten, in dem er ihm seine bevorstehende Ankunft in Bessonowo anzeigte und ihn bat, seine Dienerschaft — wegen des gebührenden Empfanges — davon zu benachrichtigen.

Diese Worte verstand Perfishka so, daß er wenigstens etwas den Staub zu wischen hätte, — übrigens hätte er keinen rechten Glauben an die Wichtigkeit der Nachricht; er sollte sich indessen davon überzeugen, daß der Diakon wahr gesprochen, — als einige Tage später Pantelei Jeremeitsch selbst, in eigener Person auf Malek-Adel — auf dem Hofe des Gutes erschien.

Perfishka lief auf seinen Herrn zu, und den Steigbügel haltend — wollte er ihm helfen, vom Pferde zu steigen; allein dieser sprang selbst herab, warf einen triumphierenden Blick umher und rief laut: Ich habe gesagt, daß ich Malek-Adel aufsuchen wollte — ich habe ihn gefunden, den Feinden und meinem Schicksal zum Troste! Perfishka trat heran und wollte seine Hand küssen, allein Tschertapchanow schenkte dem Eifer seines Dieners keine Aufmerksamkeit. Malek-Adel an Bügel nach sich führend, ging er mit großen Schritten auf den Stall zu. Perfishka sah seinen Herrn unverwandt an — und erschrak: — Ach, wie er im Laufe dieses Jahres gealtert und abgemagert war! und wie ernst und finster das Gesicht geworden war! Und dennoch, man hätte glauben sollen, daß Pantelei Jeremeitsch sich freuen mußte, endlich doch seinen Willen erreicht zu haben. Er freute sich eigentlich auch, freilich . . . und dennoch erschrak Perfishka . . . ja, es wurde ihm ganz unheimlich. Tschertapchanow stellte das Pferd in seinen früheren Stand, klopfte ihm leicht auf

den Rücken und sagte: So bist du nun wieder zu Hause? Sieh acht jetzt!

. . . An demselben Tage mietete er einen zuverlässigen Wächter unter den unbegüterten Bauern, bezog wieder seine Zimmer und setzte sein früheres Leben fort.

Er lebte jedoch nicht ganz wie früher . . . doch hiervon später.

Am Tage nach seiner Ankunft rief Pantelei Jeremeitsch Perfishka zu sich und begann ihm — in Ermangelung eines anderen Gefährten — ohne sich jedoch etwas von seiner Würde zu vergeben — in tiefem Basse zu erzählen, auf welche Weise es ihm gelungen war, Malek-Adel wieder aufzufinden. Während dieser Erzählung sah Tschertapchanow mit dem Gesichte zum Fenster gewandt und rauchte eine Pfeife mit langen Kohre; und Perfishka stand auf der Schwelle der Thür, die Hände auf den Rücken gelegt, die Augen ehrfurchtsvoll auf den Nacken seines Herrn gerichtet, und hörte die Erzählung dessen an, wie nach vielen vergeblichen Bemühungen und Fahrten Pantelei Jeremeitsch endlich nach Romna auf den Jahrmart gekommen war; er war damals schon allein, denn der Jude Weiba hatte, dank seinem schwachen Charakter, nicht ausgeharrt und war ihm davongelaufen. Am fünften Tage beabsichtigte er schon wegzufahren, ging noch zum letztenmal durch die Reihen der Telegen und erblickte plötzlich mitten unter drei anderen angebundenen Pferden — Malek-Adel! Er hatte ihn sofort erkannt — und auch Malek-Adel hatte ihn erkannt, hatte gewiehert, sich loszureißen gesucht und mit den Hufen in die Erde gegraben.

— Und nicht bei einem Kofaken war er, fuhr Tschertapchanow immer im tiefsten Basse und ohne den Kopf herumzudrehen, fort, — sondern bei einem Zigeuner, einem Pferdehändler. Ich beanspruchte natürlich das Pferd gleich